

Gott, der Baumeister

Der Arzt Klaus John reist durch die Welt und wirbt für sein Hospital in Peru. Derzeit ist er in Sachsen.

VON CHRISTINA WITTIG-TAUSCH

„Wir versuchen, einen anderen Weg zu gehen: Mehr zu geben als zu nehmen“, sagt Klaus John. Das Foto zeigt den Chirurgen und seine Frau Martina, eine Kinderärztin, vor ihrem Hospital in Peru. Die Klinik finanziert sich nur durch Spenden. Foto: privat



Wenn jemand heutzutage sagt, dass Gott tot ist, schockiert das kaum jemanden mehr. Wenn jemand sagt, dass er unbedingt Gott finden, sehen und erleben will, dann erntet er schiefe Blicke, Stirnrünzeln, gekrauste Nasen, Unbehagen. Oder zumindest Erstaunen. An Gott glauben, na gut. Aber darüber reden und sinnieren mit einer Inbrunst und Intensität, wie es einst die mittelalterlichen Denker oder Mystikerinnen taten?

Klaus John ist diese Reaktionen gewöhnt. Der 55-jährige Chirurg redet viel über Gott. Im Prinzip ist er das ganze Jahr über unterwegs, um zu sprechen. Er leitet ein Missionshospital, das er vor neun Jahren mit seiner Frau Martina im Süden Perus gegründet hat, im Hochland der Anden. Das ist die eine Hälfte des Jahres – die ganzen Verwaltungsangelegenheiten rings um eine Klinik, in der jedes Jahr Zehntausende Menschen behandelt werden. Für umgerechnet 1,30 Euro pro Patient; wer sich dies nicht leisten kann, zahlt nichts. „Weggeschickt wird niemand“, sagt John. „Zumindest von den Ärmern nicht. Wer mehr bezahlen kann, den verweisen wir an die Privatkliniken in der Hauptstadt Lima oder nach Cusco.“

In den anderen sechs Monaten reist Klaus John in Europa, Amerika und Australien umher. Um Unterstützung für die Klinik zu finden und neue Mitarbeiter. Aber auch, um über Gott zu sprechen. „Was glauben Sie?“, fragt er nahezu jeden, dem er begegnet. Er hat sich darüber mit Christen aller möglichen Glaubensrichtungen unterhalten, mit Buddhisten, Muslimen, Atheisten; mit Bauern aus den Anden genauso wie mit Fließbandarbeitern bei VW oder Konzernchefs. Dieser Tage stellt er die Frage in Dresden, Schneeberg und Pirna. Denn in Sachsen gibt es viele Menschen und Gemeinden, die das Projekt „Diospi Suyana“ unterstützen. Der Ausdruck stammt aus der Indio-Sprache Quechua und heißt so viel wie „Vertrauen auf Gott“.

Wenn man Klaus John zuhört, hat man das Gefühl, eine Naturgewalt zu erleben. Er sitzt da mit seinem typischen Arbeitsgerät, einem Computer, auf dem alle möglichen Fotos gespeichert sind. Der Beamer ist auch nicht weit, falls es mehrere Zuhörer gibt. Zu den Bildern erzählt John sachlich und durchstrukturiert, aber in atemberaubendem Tempo. Von seinem Leben in Peru, von den Quechua-Indianern, die oft ohne Perspektive und ohne staatliche Hilfe le-

ben, von zu viel Armut, Gewalt und zu viel Alkohol. Manchmal, sagt John, seien abends sämtliche Erwachsenen eines Dorfes betrunken. Er erzählt von den Millionen von Hindernissen, die sich auftürmen, wenn man mit nahezu nichts eine Klinik eröffnen und führen möchte in einem Land, das zur sogenannten Dritten Welt gehört. Und Klaus John erzählt von den Gebeten, die er im Laufe vieler Tage und Nächte gesprochen hat. Bei Versammlungen der evangelischen Freikirche, der er angehört. In seiner Wohnung. In Autos, Flugzeugen, bei Bahnfahrten. Oder bei Märschen nachts über Felder zusammen mit seinem Hund, wo er Gott und die Sterne anschrie: „Gott, wo bist Du? Bitte zeig Dich!“

Schon als Jugendlicher träumte der gebürtige Hesse davon, als Arzt da zu arbeiten, wo Not und Armut herrschen. Verslang Bücher über Albert Schweitzer oder vom australischen Arzt und Missionar Paul White, der in Tansania wirkte. Klaus John studierte zunächst Medizin in Mainz und sehnte sich nach der Welt. Studierte in den USA, arbeitete in Ghana, Großbritannien und Südafrika, machte seinen Facharzt für Chirurgie in Yale und in Berlin. Er hätte sich nun eine Stelle in einem deutschen Krankenhaus suchen können. Stattdessen ging er mit seiner Frau, einer Kinderärztin, nach Ecuador. Die beiden arbeiteten an einer Klinik, lernten Spanisch, bekamen drei Kinder. Und beschlossen: Wir bleiben in Südamerika und verwirklichen hier unseren Traum, Menschen ärztlich zu betreuen, die sonst wenig oder keine Hilfe erhalten. In einer eigenen Klinik. Nach einigem Suchen fand sich ein Grundstück, das die katholische Kirche verkaufen wollte. In Curahuasi, einer kleinen Stadt im Süden Perus. 2.650 Meter hoch gelegen und bewohnt vor allem von Indianern, die seit der Eroberung der Spanier vor fast 500 Jahren zu großen Teilen katholisch sind.

Die Johns gründeten mit einigen Mitstreitern 2002 in Thüringen einen Verein, um Geld zu sammeln, und kauften das Grundstück. Wenn John nicht operierte oder sich um die Familie kümmerte, entwarf er das Krankenhaus, einen Finanzplan, Strategien. Ein 100 Seiten starkes Buch entstand dabei. John brauchte nicht nur Geld, um bauen und die Klinik gut ausstatten zu können, sondern auch einen engagierten Bauingenieur, vorzugsweise einen mit Erfahrung in Entwicklungsländern – und der Be-

reitschaft, ohne festes Gehalt zu arbeiten. „Ein Jahr habe ich gesucht“, sagt John, und die Augen blitzen. „Ein Jahr, ohne Erfolg. Dann sitze ich mit einem Anwalt zusammen. Er gehörte einem Freundeskreis an, der ein Kinderheim in Brasilien unterstützt. Der Anwalt erzählte, dass zu diesem Kreis ein Bauingenieur zählt, der viele Jahre für einen Baukonzern in der ganzen Welt tätig war. Ich sofort: Wie erreiche ich ihn?“

Eine Minute später rief er an bei dem Mann in Hessen, erläuterte sein Anliegen. Es war eine Weile still in der Leitung. Dann sagte die Stimme: „Wo sind Sie? Können Sie zum Abendessen hier sein?“ Klaus John fuhr hin. Die Frau des Bauingenieurs öffnete die Tür und sagte: „Also wissen Sie, wir haben lange überlegt, was wir noch machen aus unserem Leben. Wir haben gebetet, dass uns noch eine Aufgabe begegnen möge. Und in diesem Augenblick riefen Sie an.“ Zufall, denkt der moderne Mensch. Oder: Das ist ein Ergebnis von Glück, Klaus Johns guten Netzwerken und seiner großen Hartnäckigkeit. Für John aber gibt es keine Zufälle, und Jesus und Gott hält er für die eigentlichen Architekten des Hospitals.

Der Bauingenieur kam tatsächlich nach Curahuasi mit seiner Frau und betreute den Bau, der 2007 eingeweiht wurde. Er hielt es wie alle der rund 60 Helfer aus Europa oder Nordamerika, die verschiedenen Glaubensrichtungen angehören: Sie suchen sich einen Unterstützerkreis aus Freunden, Kollegen oder in der Gemeinde und finanzieren ihren Aufenthalt durch Spenden. Die 150 peruanischen Angestellten erhalten jedoch Lohn. Seit der Eröffnung ist die Klinik unablässig gewachsen. Es gibt neben der Versorgung für akute Fälle und Geburtshilfe auch eine Augenklinik und eine Zahnklinik, Labor, Kirche, inzwischen noch einen Spielplatz, ein Kinderhaus, eine Schule; und das neueste Projekt ist ein eigener Radio- und Fernsehsender.

17,5 Millionen US-Dollar Spenden hat der Verein seit 2002 bei Privatleuten gesammelt, 6,5 Millionen bei Firmen, außerdem Sachspenden wie den Computertomographen von der Firma Siemens. Das Notstromaggregat, ungeheuer wichtig in einem Land, wo häufig der Strom ausfällt. Oder die Aufzüge. „Wir hatten nach der Eröffnung nur leere Schächte“, sagt John.

Eines Tages im Winter hatte die fünfköpfige Familie Sehnsucht, den Heimaturlaub im Schnee zu verbringen. Über das Internet mieteten Johns eine Wohnung in Ei-

benstock im Erzgebirge. Der Besitzer hatte jahrelang in der Fahrstuhl-Branche gearbeitet – und stellte den Kontakt zu Firmen her, die die Aufzüge sponserten. Noch eine von den Geschichten, die John mit blitzenden Augen erzählt. Weil es so viele sind und alle seiner Ansicht nach von wunderbaren Fügungen zeugen, hat John sie aufgeschrieben und zwei Bücher daraus gemacht („Ich habe Gott gesehen“ und „Gott hat uns gesehen“, Brunnen Verlag, 14,95 Euro). Für ihn ist die Geschichte von Diospi Suyana eine Geschichte der Hoffnung und eine, die beweise, dass es Gott gibt, das Gute, die Liebe. Und dass es Botschaften gibt, die größer sind als Religionen und menschliche Weltanschauungen. Einmal sprach er bei einem großen peruanischen Unternehmen vor, das Minen betreibt. Der Eigentümer war ein 80-jähriger, Typ Patriarch der alten Schule, ernst, effektiv. Es war eine dieser Situationen, in denen Klaus John überlegt, ob es nicht manchmal besser wäre, nicht auf Gott zu verweisen. John hielt seinen Vortrag dennoch. Der Alte lauschte, ohne das Gesicht zu verziehen. Dann sagte er: „Wissen Sie, ich teile Ihre Weltanschauung nicht. Aber ich helfe Ihnen trotzdem.“ Das Hospital bekam fast 150 000 Dollar von ihm für die Klinik und die Schule.

Nicht immer hat Klaus John so viel Erfolg. Manchmal hat er Zweifel, ob das alles so geht und ist, wie er sich das vorstellt. Einen langen Atem erfordert auch die allgegenwärtige Korruption in Peru, vor allem für den, der nicht korrupt werden will. Wenn ein Container mit Sachspenden aus unerfindlichen Gründen am Zoll bleibt, ruft John Fernsehsender oder sonstige Medien an. Oder sagt, dass er das tun wird, und dann „kommen die Container irgendwann doch noch bei uns an“.

Klaus John blickt auf die Uhr: Er muss weiter, nach Süddeutschland und Österreich. Für sein Projekt werben, aber auch seine Botschaft verkünden, die „Botschaft der Hoffnung“. Denn was ihm in Europa auffällt, ist die Leere in den Seelen. Alles vorhanden für die Körper: Essen, Urlaubsfahrten, Sport. Dennoch „herrscht eine eigentümliche, weit verbreitete Leere, eine Art Kälte und oft kein tieferer Lebenssinn als das Motto ‚Geiz ist geil‘. Das bedeutet im Grunde: Nehmen ist wichtiger als geben. Aber wir versuchen, einen anderen Weg zu gehen, und viele Menschen gehen diesen Weg mit: Mehr zu geben als zu nehmen.“

Zufälle gibt es für Klaus John nicht. Gott hält er für den Architekten seiner Klinik.

So ... Spontane Reisen sind am schönsten. Man ist offen und entdeckt ungewöhnliche Orte und spannende Menschen.



Manche Urlaubsreise habe ich akribisch geplant. Doch dann kam es ganz anders: Vulkane brachen aus, Fluglotsen streikten, Hotels waren überbucht, Kakerlaken belagerten die Küche. Wozu also der ganze Planungsaufwand? Beim nächsten Mal, beschloss ich, fahre ich einfach drauflos, ohne lange das Internet zu befragen, ohne Frühbucherrabatt, dafür mit Abenteuerbonus. Aber wohin? Einen Pfeil auf den Globus werfen? Er landete mitten im Bottnischen Meerbusen. Also: Ostseemrundung!

Das Projekt reifte erst während der Fahrt. Es hieß: Reise um die Ostsee in 18 Tagen. Ich machte es wie Phileas Fogg und fuhr, solange ich wollte oder konnte, verweilte länger, wo es schön war, blieb neugierig, offen für Überraschungen, Begegnungen, Gespräche, Geschichten. Im Groben wusste ich schon, was ich sehen woll-

te: polnischen Sand, deutsche Festungen, litauischen Bernstein, estnische Inseln, russische Kirchen, finnische Seen, schwedische Schären. Was ich vorher nicht ahnte, waren die vielen Erlebnisse dazwischen. Und ich lernte Leute kennen, die ich sonst nie getroffen hätte: einen polnischen Historiker, eine litauische Witwe, lettische Polizisten, eine estnische Nonne, einen finnischen MiG-Piloten, ein schwedisches Hippie-Paar. So etwas kann man nicht buchen. GERNOT GRUNWALD

Buchen oder suchen

Einfach drauflosfahren oder doch lieber den Urlaub planen - und vorher mindestens zwei Reiseführer lesen? Fotos: dpa

... oder so? Ein guter Urlaub sollte von langer Hand geplant sein. Nur dann hat man auch wirklich was davon.

Hauptsächlich verreise ich wegen der Bücher, allein schon deshalb will jeder Urlaub gut geplant sein. Nein, unterwegs lese ich so gut wie nichts, dazu habe ich dann meistens keine Zeit und auch keine Lust. Aber ich bereite mich lesend und informierend akribisch vor, und zwar schon Monate im Voraus. Ein bisschen Landeskunde, ein bisschen Geschichte, und natürlich wird auch schon mal im Reiseführer geblättert. Vor allem aber ist für jedes Land ein Nationaldichter fällig. Geht die Reise nach Dänemark, lese ich Sören Kierkegaard; planen wir einen Griechenlandurlaub, steht Nikos Kazantzakis auf dem Plan; peilen wir Portugal an, ist es eine gute Gelegenheit, mal wieder was von Fernando Pessoa zu lesen.

So wird aus jedem Strandurlaub ruckzuck eine bildungshuberische Angeberveranstaltung für Pseudointellektuelle. Dass



ich in Dänemark dann nur auf der Düne hocke und den ganzen Tag Softeis und Pölsler esse, muss ja keiner wissen.

Auf diese Weise habe ich auf jeden Fall viel länger was vom Urlaub als nur die zwei, drei Wochen, die man unterwegs ist. Meistens lese ich dann gleich nach der Rückkehr noch die andere Hälfte des Buchs, die ich vorher nicht geschafft habe. Aber als erstes buche ich, sobald ich wieder zu Hause bin, natürlich den Urlaub fürs nächste Jahr. MARCUS KRÄMER